

Buchbesprechungen

Autor(en): **Ackerknecht, Erwin H. / Walser, Hans H. / Koelbing, Huldrych M.**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **37 (1980)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

1. Othmar Keel, *La Généalogie de l'Histopathologie*. Une révision déchirante Philippe Pinel, lecteur discret de J.-C. Smyth (1741–1821). Préface de Georges Canguilhem. J. Vrin, Paris 1979, II + 144 pp.

Othmar Keel, a Ph.D. of McGill University, Montreal, has discovered that the “idée mère” of histopathology (tissues not organs are the basic elements of inflammation) is a 1788 idea of James Carmichael Smyth, a Scotchman practicing in London (1741–1821), and not, as Bichat, the father of histopathology, and after him all medical historians honestly believed, a 1798 idea of his teacher Philippe Pinel (1755–1826). Pinel has mentioned only once (in 1812) that the idea was that of “an English physician” but never mentioned the name. Mr. Keel has found it through much industry and perspicacity. He can not explain why Pinel, who was in general very honest about priorities, plagiarised Smyth, but he can prove it. It remains equally mysterious why Smyth, who published the idea in 1788, was plagiarised in 1798, died only in 1821, and fought vigorously for his priorities in other fields, remained silent on this issue. And why none of his countrymen reacted to the challenge. Smyth was in our opinion not as well known in Great Britain as Dr. Keel presents him, but known enough to be mentioned and criticized several times. It is doubtful whether everybody will like the mixture of detective story and philosophical scholasticism in this monograph, but it is undeniable that it contains important facts.

Another aspect of it is that it is a first installment of a total revision of the history of medicine in the first half of the 19th century. Keel writes on p.55 (transl. mine E. A.):

“The merit of the Paris clinical school is to have systematized, sometimes excessively, ideas taken not only from Scotch or English clinicians, but also from Viennese, Dutch, ‘German’, or ‘Italian’. (We have developed the analysis of these last points in our [unpublished E. A.] Ph. D. Thesis).”

Debunking, so useful for getting known, has become a byproduct of historiography. After the enlightenment of the 18th century has been thoroughly debunked, it is now apparently the turn of the Paris school. I would be surprised if Dr. Keel would not have soon companions. What they all seem not to understand is the difference between antecedents and new creations. Everybody who compares 50 pages of Laennec with 50 pages of van Swieten or Hunter could see that the

Paris school did create a new type of medicine out of antecedents, elements of its own past and of foreign suggestions. By the way, these elements have been mostly known (except J. Carmichael Smyth). It was an excellent idea of O. Keel to add a facsimile reprint of a contemporary abstract of Smyth' 1788 paper, because it allows not only to recognise Pinel's silent "loan", but also to judge Smyth' and British supposed therapeutic "superiority" over the Paris school.

The debunkers will never be able to explain why, if the Parisians were merely poor systematisers of the British or Viennese, all the later eminent British or Viennese doctors (as well as German, Dutch, Polish, USA etc.) went between 1800 and 1850 to study in Paris, instead of staying home.

Erwin H. Ackerknecht

2. Heinrich Rodegra, *Das Gesundheitswesen der Stadt Hamburg im 19. Jahrhundert unter Berücksichtigung der Medizinalgesetzgebung (1586–1818–1900)*. Sudhoffs Archiv, Beiheft 21, Wiesbaden 1979. XII + 217 S., 14 Ill. DM 44.–.

Der Autor leitet seine Studie über das Gesundheitswesen der Stadt Hamburg im 19. Jahrhundert mit einem kurzen Abriß der Vorgeschichte ein. Stadtärzte und Medizinalordnungen haben sich im deutschen Sprachgebiet seit dem 14. und 15. Jahrhundert herausgebildet. In Hamburg – auch ein kurzer geschichtlicher Abriß dieser Stadtrepublik wird vorausgeschickt – sind die Stadtärzte seit 1423 nachweisbar; Medizinalordnungen treten zuerst 1586 in Gestalt der sogenannten Apothekerordnung auf. Diese, die sich mit den Pflichten und Rechten aller Heilberufe beschäftigt, wird 1637 revidiert. Am Ende des 18. Jahrhunderts sind die Mißstände auf dem Gebiet des Gesundheitswesens so stark geworden, daß die Widerstände gegen eine neue Ordnung, welche vor allen Dingen aus der Tendenz resultieren, so wenig wie möglich staatlich einzugreifen, überwunden werden. 1818 entsteht eine neue Medizinalordnung, die nun im Detail untersucht wird. Ihr Kernstück ist wohl die Schaffung eines Gesundheitsrats. Dieses neue Gesetz erlaubt eine Neuordnung der ärztlichen Berufe, welche in Hamburg um diese Zeit relativ fortgeschritten ist. 84 universitätsgebildeten Ärzten stehen nur noch 42 lehrlingsgebildete (Barbier)-Chirurgen und 63 Hebammen gegenüber. Das neue Gesetz macht Weiterbildung zur Pflicht, und der Gesundheitsrat organisiert auch 1853 eine anatomisch-chirurgische Lehranstalt und 1823 eine pharmazeutische Lehranstalt. Gewisse Reorganisationen werden 1870 vorgenommen, um der weiteren Entwicklung Hamburgs Rechnung zu tragen. 1900 muß dann aber doch ein neues Gesetz (seit 1860 in Beratung) erlassen werden, welches auch die Erfahrungen der berühmten Choleraepidemie von 1892 (besonders im Zusammen-

hang mit der Tätigkeit des 1816 gegründeten Ärztevereins dargestellt) berücksichtigt. Mit Recht wird als wichtiges Moment die Eröffnung des «Allgemeinen Krankenhauses» 1820, der Irrenanstalt 1864 und des Krankenhauses Eppendorf 1883 sowie anderer kleinerer Krankenhäuser in einigen Details dargestellt. Anschließend werden noch kurz die ähnlich laufenden Entwicklungen in den Hansestädten Lübeck und Bremen zum Vergleich gebracht.

Diese Monographie ist solide gearbeitet und interessant geschrieben. Wie Professor Lichtenthaeler in seinem Geleitwort sagt, «interessant für die Behörden, für Historiker, historisch interessierte Ärzte wie auch für ein breiteres gebildetes Publikum in einer Zeit, in der die Medizin als Ganzes betrachtet, längst aufgehört hat, eine vornehmlich private Angelegenheit zu sein». Erwin H. Ackerknecht

3. Hans Hoffmann, *Gottlob Heinrich Bergmann (1781–1861), ein Hildesheimer Arzt*. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Psychiatrie. Zeitschrift des Museums zu Hildesheim, Heft 25, 1978. 73 S., 2 Ill.

Es gereicht Hildesheim zur Ehre, daß 1827 dort in den Räumen des alten St. Michaelsklosters die dritte deutsche Heil- und Pflegeanstalt eröffnet wurde. Die Heil- und Pflegeanstalten machten jetzt der gräßlichen Zeit ein Ende, in der die Geisteskranken in den sogenannten Zucht- und Tollhäusern eingesperrt waren. Gottlob Heinrich Bergmann, dem das Verdienst zukommt, diese Anstalt mitgegründet und 28 Jahre lang vorbildlich geleitet zu haben, war vorher über 20 Jahre lang in so einem Zucht- und Tollhaus in Celle tätig gewesen. Bergmann war nicht nur der Vater der Irrenanstalten, sondern auch der erste Arzt der zwei Jahre später eröffneten Taubstummenanstalt (Gehörlosenschule). Er ist fernerhin noch der Vater einer dritten kulturell wichtigen Gründung in Hildesheim: des sogenannten Museumsvereins von 1844. Es ist kein Zufall, daß Bergmann sowohl in Celle als auch in Hildesheim ein aktiver Freimaurer war.

Bergmann war 1781 in Erichshagen bei Nienburg an der Weser geboren. 1804 erwarb er sich in der damals führenden Universität Göttingen den Doktorsgrad der Medizin. Bis 1827 wirkte er in Celle. Dann kam er nach Hildesheim. 1855 wurde er aus Gesundheitsgründen pensioniert und ist 1861 gestorben. Er wurde vielfach geehrt: Hofmedicus, Obermedizinalrat, Mitglied zahlreicher Akademien.

Bergmann war ein schöpferischer Organisator. In seiner Anstalt gab es keine Schläge und kein Schelten. Seine Therapie war human und fortschrittlich. Er betonte die Arbeitstherapie. Bergmann war auch ein guter klinischer Beobachter und Schilderer. Nicht so erfolgreich war er trotz seines enormen Fleißes auf dem Gebiet der Hirnpathologie. Bei seinen zahlreichen Sektionen glaubte er ein so-

nanntes Chordensystem entdeckt zu haben, das aber nicht bestätigt worden ist. Als Forscher war er «mehr Naturpoet als nüchterner realistischer Forscher».

Es ist kein Wunder, daß er Naturpoet war, denn er war überhaupt Poet und Freund von Poeten. Viele Psychiater sind übrigens von Heinroth bis Kraepelin Poeten gewesen. Auch ist es kein Wunder, daß er romantischer Philosoph war. Es ist die Zeit, wo Kant überhaupt behauptete, die Psychiatrie gehöre in die Hände der Philosophen, nicht der Ärzte, wo in Tübingen zum Beispiel der Philosoph, nicht der Psychiater, Psychiatrie las. Der romantische Philosoph Schelling hatte zu ihrem Nachteil die ganze deutsche Medizin hypnotisiert. Bergmanns Lehrer Himly, Bergmanns Busenfreund Kieser waren beide romantische Ärzte. Die meisten deutschen Psychiater dieser Zeit kombinierten als Romantiker eine merkwürdige Mischung von praktischer Humanität und konfusem philosophischem Verbalismus (zum Beispiel Groos, Langermann, Reil, Autenrieth, Heinroth, Jacobi, Nasse, Damerow). Erst in der 20 Jahre nach Bergmann geborenen Generation wurde die deutsche Psychiatrie wieder realistisch und wissenschaftlich. Dr. Hans Hoffmann, der uns schon mehrere ausgezeichnete medizinhistorische Monographien wie die über Klencke oder Eisenmann gegeben hat, hat auch hier mit seiner gewohnten Akribie das Leben und Werk dieses einst nicht nur für Hildesheim sehr wichtigen, sondern weit über Hildesheim hinaus berühmten Mannes dargestellt und dabei auch diese interessante Zeit wiederaufleben lassen.

Erwin H. Ackerknecht

4. Francis Schiller, *Paul Broca, Founder of French Anthropology, Explorer of the Brain*. University of California Press, Berkeley 1979. IX + 350 pp., 33 ill.

Mit Erstaunen stellt man fest, daß dies die erste Biographie des großen französischen Chirurgen-Anthropologen ist. Natürlich wurde sein Ruhm überstrahlt von dem der fast Gleichaltrigen: Pasteur, Lister, Virchow oder Helmholtz. Natürlich ist es viel einfacher, eine weitere Virchow- oder Pasteur-Biographie zu schreiben, als Neuland umzupflügen. Auch ist Broca relativ jung (mit 51) gestorben. Immerhin ist durch sein Sprachzentrum die Frage der Hirnlokalisation aus dem Stadium der Hypothesen in das der Fakten getreten. Immerhin hat er das limbische System entdeckt. Immerhin war sein mikroskopisches und chirurgisches Werk über Krebs, Rachitis oder Aneurysma bahnbrechend. Immerhin ist er der Gründer der französischen Anthropologie, besonders berühmt durch seine Arbeit über französische Rassen oder neolithische Trepanation. Immerhin war er ein beachtlicher Statistiker und spielte auch politisch eine Rolle. Alles dies hat der durch frühere neurologischhistorische Arbeiten bereits rühmlich bekannte Autor F. Schiller auf dem politischen, kulturellen und wissenschaftlichen Hintergrund

der Zeit (auch Brocas protestantische Herkunft berücksichtigend) ebenso gründlich wie lebendig beschrieben. Das Buch ist seines großen Gegenstandes würdig. Auch die Bibliographien und Illustrationen sind ausgezeichnet.

Erwin H. Ackerknecht

5. Erna Lesky, *Franz Joseph Gall, 1758–1828, Naturforscher und Anthropologe*. Ausgewählte Texte, eingeleitet, übersetzt und kommentiert. Verlag Hans Huber, Bern/Stuttgart/Wien 1979 (Hubers Klassiker der Medizin und der Naturwissenschaften, Band XV). 217 S. Leinen Fr. 38.–; broschiert Fr. 28.–.

Franz Joseph Gall – das ist ein großer Name in der Geschichte der Medizin und in der Geistesgeschichte überhaupt. Aber wer kann sich schon rühmen, seine Originalwerke gründlich zu kennen? Eine umfassende, dabei wohltuend knappe und repräsentative Auswahl aus seinem Werk ist deshalb auf jeden Fall hochwillkommen. Aber der Reihe nach:

F. J. Gall wurde 1758 bei Pforzheim geboren. Er studierte in Straßburg und Wien Medizin. In Wien baute er nicht nur eine Nobelpraxis auf, sondern betrieb vertiefte medizinisch-naturwissenschaftliche und psychologische Studien und hielt Privatvorlesungen ab. Er schuf eine «Schädellehre» (die heute gebräuchliche Bezeichnung «Phrenologie» stammt von seinem Schüler Spurzheim, 1815), nach welcher man aus der Form des Schädels auf den Umfang der entsprechenden Hirnregion und damit insbesondere auf die geistige und seelische Veranlagung schließen könne. Diese «Kranioskopie» wurde zur großen wissenschaftlichen Mode und machte in der sogenannten gebildeten Gesellschaft gewaltiges Aufsehen – schien sich doch damit ein einfacher und klarer Zusammenhang zwischen der körperlichen Erscheinung eines Menschen und seinen psychischen Eigenschaften zu ergeben. Da Gall in Wien mancherlei Schwierigkeiten hatte, ließ er sich 1807 dauernd in Paris nieder. Auch dort fand er in der etablierten Medizin und in der Gesellschaft sowohl eifrige Freunde wie heftige Gegner. Seine lukrative Praxis machte ihn nicht nur zu seinem eigenen Herrn, sondern auch zu seinem eigenen Mäzen: Er gab ein Vermögen für die Herausgabe seiner Werke «Anatomie et physiologie du système nerveux» (1810–19) und «Sur les fonctions du cerveau» (1822–25) aus. Er starb 1828 und ist auf dem Friedhof Père Lachaise begraben.

Die vorliegende Textauswahl zeigt eindrucklich, daß Galls Forschertätigkeit – und erst recht seine geistige Spannweite! – über die Phrenologie weit hinausreichte: Seine *Philosophie* trug ihm den Vorwurf des Materialismus (und damit die Feindschaft des Wiener Hofes) ein. Als *Psychologe*, oder, genauer gesagt, als Psycho-physiologe, nimmt er eine entscheidende Stellung in den Forschungen zum Leib-Seele-Problem ein. Sehr bemerkenswert ist dabei, daß er dieses Problem

empirisch, und zwar von beiden Polen aus, anpackte: Er war sowohl ein führender Hirnanatom wie ein genauer psychologischer Beobachter. Mit Erstaunen stößt man in seinen Texten auf modern anmutende Problemkreise; was Gall z. B. über die Träume sagt, läßt unmittelbar an Sigmund Freud denken. Als *Psychiater* verfügte er über eine reiche Erfahrung mit Geisteskranken; theoretisch besonders bedeutungsvoll ist aber, daß er für das so wichtige Konzept der «partiellen Geisteskrankheit» eine anatomisch-physiologische Grundlage anbieten konnte. Oder anders gesagt: Die «partielle Geisteskrankheit» entspricht ja genau seinen Erwartungen, denn für ihn war «das Gehirn von ebenso vielen einzelnen Organen zusammengesetzt als es Neigungen, Gefühle, Fähigkeiten gibt». Mit Pinel traf sich Gall sodann in den philanthropischen und reformerischen Bestrebungen, die sich bei ihm nicht nur auf die Geisteskranken, sondern auch auf die Kriminellen erstreckte. Als *Hirnanatom* wies er z. B. die fibrilläre Struktur der weißen Substanz und ihre Leitungsfunktionen eindeutig nach. Bemerkenswert ist, daß seine psycho-physiologischen Grundthesen seinen anatomischen Forschungen vorangingen. Er betonte, daß die Fähigkeiten und Neigungen ihren Sitz im Gehirn haben, und zwar in verschiedenen und unabhängigen Teilen desselben. Was damals, genaugenommen, doch noch recht hypothetisch war, erwies sich später als geradezu geniale Idee, denn die Lokalisationslehre hat später Psychiatrie und Hirnanatomie über Jahrzehnte geradezu dominiert. Überraschend ist, daß Gall wichtige Beiträge zur *Verhaltensforschung* geliefert hat; er ist damit wohl einer der Begründer der Ethologie. Der Übergang von der Verhaltensbiologie zu einer biologisch begründeten (philosophischen) Anthropologie ist fließend. Sein Skeptizismus gegenüber dem «Fortschritt» zeigt schließlich, wie Gall auch als Denker wirklich «sein eigener Herr» war. Sein vernichtendes Urteil über die damalige Oberschicht hinderte ihn aber offensichtlich nicht, von denselben Leuten hohe Honorare zu fordern – aber mag ihn da tadeln, wer will.

Die Verfasserin hat aus reicher Kenntnis und mit großem Geschick wesentliche Stellen aus Galls Werk ausgewählt und knapp, aber profund kommentiert. Eine biographische Einführung ergänzt das Buch auf das beste. Nie hat man den Eindruck, sie sei in den Fehler mancher Biographen verfallen, ihren Gegenstand zu überschätzen. Nein, gerade Galls eigene Worte erweisen ihn als einen der Großen der «sciences de l'homme». Ein großer Vorzug dieses Buches ist die Beschränkung auf das Wesentliche. Es ist klar, daß dabei nicht auf alle überreichen Bezüge von Galls Werk zu seiner Zeit, auf die Wirkungsgeschichte und auf die Einzelheiten der Biographie eingegangen werden konnte. Das gibt dem Leser Raum für eigene Überlegungen. Wenigstens eine soll hier erwähnt werden: Auffällig ist der Lebensparallelismus Galls mit dem (um knapp eine Generation

älteren) Franz Anton Mesmer. Abgesehen von allen biographischen Ähnlichkeiten haben beide ein recht subjektiv-wissenschaftliches Werk geschaffen und mit großem Publikumserfolg propagiert – ein Werk, das damals keineswegs über alle wissenschaftlichen Zweifel erhaben war. Bei beiden haben sich Theorien, die für sie selbst entscheidend wichtig waren, als irrig erwiesen – beide haben aber auch Ideen in die Welt gesetzt, die sich glänzend bestätigten und gewaltigen Einfluß erlangten. Gall schneidet dabei freilich sehr viel besser ab, und zwar, weil er mit seiner Hirnanatomie und seinen viel besseren klinischen und ethologischen Beobachtungen auf einer viel solideren Basis stand und weil er das Leib-Seele-Problem viel klarer erfaßte. So verbindet sich mit dem Dank an die Verfasserin, uns das großartige und gerade auch für unsere Zeit wesentliche Werk Galls neu zugänglich gemacht zu haben, die Hoffnung, daß sie uns darüber noch weitere Untersuchungen schenken möge.

Hans H. Walser

6. Manfred Bleuler (Hrsg.), *Beiträge zur Schizophrenielehre der Zürcher Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli (1902–1971)*. Einleitende Übersicht und gekürzter Nachdruck von Veröffentlichungen. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1979. 358 S. DM/Fr.83.–.

Die Erforschung gewisser Krankheiten ist oft besonders eng mit gewissen Orten und Institutionen verbunden: so in diesem Falle die Schizophrenie mit der Zürcher psychiatrischen Universitätsklinik. Eugen Bleuler hatte um die Jahrhundertwende das Kraepelinsche Konzept der «Dementia praecox» vorgefunden; er baute es (zusammen mit seinem Oberarzt C.G. Jung) unter Zuhilfenahme der Forschungen von Sigmund Freud zum Begriff der «Schizophrenien» aus. Sein berühmtes Buch darüber erschien 1911. Es führte zu einer allgemeinen (wenn auch nicht immer unbestrittenen) Geltung des Schizophrenie-Begriffes und zu einer intensiven, weltweiten Forschung. Insbesondere setzte Eugen Bleulers Sohn, Manfred Bleuler, diese Untersuchungen bis in unsere Jahre fort; erinnert sei nur an sein Werk «Die schizophrenen Geistesstörungen» (Stuttgart 1972). Das vorliegende Buch zeigt, daß sowohl Eugen wie Manfred Bleuler auch ihre Mitarbeiter für diese Forschungen zu begeistern verstanden. Der erste Beitrag ist eine Verteidigung des Dementia praecox-Begriffes durch Eugen Bleuler (1902/03). Zahlreiche Mitarbeiter (unter denen nur Jakob Klaesi, Jakob Lutz, Eugène Minkowski, Ludwig Binswanger und C.G. Jung aus der älteren Generation erwähnt seien) erörtern diagnostische, ätiologische und therapeutische Probleme; selbstverständlich fehlen aber auch Arbeiten von heute noch voll aktiven Forschern nicht. Beschlossen wird der Band durch einen Epilog von Manfred Bleuler (1971).

Hans H. Walser

7. Walter Müri, *Der Arzt im Altertum – griechische und lateinische Quellenstücke*. Heimeran Verlag, Reihe «Tusculum», 4. Auflage, München 1979. 508 S. Fr. 48.–.

Ein seit Jahren vergriffenes Werk ist im Buchhandel wieder zu haben, und es hat nichts von seiner Frische verloren. Unmittelbarkeit des Sehens und Wiedergebens des Gesehenen weht uns aus diesen Texten an; das erste Verdienst des Altphilologen Walter Müri (1899–1968) liegt darin, sie so gut ausgewählt und so geschickt gruppiert zu haben. Noch gewichtiger ist aber das zweite: die Übertragung der Texte in gutes Deutsch («vorhandenen Übersetzungen verdankt der Herausgeber manche Belehrung und Anregung», S. 457). Müris Verständnis für Geist und Gegenstände der Medizin ist bewundernswert; das zeigt sich ja auch in seinen Forschungen zur Medizin der alten Griechen (in: «Griechische Studien», Basel 1976), die ich in Band 35 (1978) dieser Zeitschrift besprochen habe (S. 158–161). Der Anhang des Buches (S. 456–507) enthält eine Bibliographie zur antiken Medizin, das Verzeichnis der aufgenommenen Texte und ihrer Herkunft, ein Personenverzeichnis und hilfreiche Erläuterungen zu manchen Textstellen.

Die Texte – links immer griechisch bzw. lateinisch, rechts deutsch – sind thematisch gegliedert. Abschnitt I ist der Aufgabe und den Pflichten des Arztes gewidmet. Er läßt uns über die Aktualität mancher Äußerungen der griechischen Ärzte (und ihres römischen Interpreten Celsus) staunen. Abschnitt II enthält Zeugnisse über einzelne Ärzte. Die Hippokrates-Vita des Soranos von Ephesos wird von den zuständigen Gelehrten heute in das Reich der Fabel verwiesen; schon Müri hat in seinen Erläuterungen die legendären Bestandteile des Berichtes aufgezählt (S. 464 f.). Auch die Geschichte, wie Erasistratos (oder wohl eher dessen Vater Kleombrotos, S. 464) die Liebeskrankheit des Prinzen Antiochos diagnostiziert und geheilt haben soll, trägt märchenhafte Züge, bringt aber psychosomatische Zusammenhänge und ärztliche Psychologie wunderbar zur Geltung, und der Verzicht des königlichen Vaters Seleukos I. auf die vom Sohn geliebte Stratonike ist jedenfalls historisch verbürgt. Abschnitt III zeigt den antiken Arzt am Krankenbett. Die «Anleitung zur Befragung des Kranken» des Rufus von Ephesos (2. Jahrhundert n. Chr.) könnte noch heute mit Vorteil in die medizinische Ausbildung eingebaut werden.

Abschnitt IV, «Gesundheit und Krankheit – Physiologie, Ätiologie, Pathologie» ist der umfangreichste. Hier findet der Leser so gewichtige Texte wie die hippokratische Schrift über die sog. «Heilige Krankheit», jenes erste Credo der wissenschaftlichen Medizin; den geschichtlichen Überblick über die medizinischen Schulen des Altertums aus der Feder des Celsus (1. Jahrhundert n. Chr.); die

Grundlagen der Viersäftelehre im Corpus Hippocraticum (Polybos, «Über die Natur des Menschen» (gegen 400 v. Chr.) und bei Galen (2. Jahrhundert n. Chr.); die Beschreibung der rätselhaften Seuche von Athen (430 v. Chr.) durch Thukydides und einige der anschaulichen Krankheitsdarstellungen des Aretaios von Kappadokien (1. Jahrhundert n. Chr.). Es folgen Anatomie und Chirurgie (V), mit der Behandlung der Schulterluxation nach Hippokrates («Über die Gelenke»), dann Diätetik und Arzneimittellehre (VI). «Am Rande der Medizin» (Abschnitt VII) siedelt Müri mit Recht die Wunderheilungen im Asklepieion von Epidauros an, aber auch die spitzfindigen Hippokrates-Kommentare des Galen.

Ich muß es gestehen und gestehe es gerne: ich habe zwar ein einigermaßen fundiertes Buch über Arzt und Patient in der antiken Welt geschrieben, aber ich finde bei Müri immer wieder Neues aus der unerschöpflichen Welt der antiken Heilkunde und Heilkunst.

Huldrych M. Koelbing

8. Brian Bracegirdle, *A History of Microtechnique. The evolution of the microtome and the development of tissue preparation*. Heinemann Educational Books Ltd, London 1978. 359 S., 4 Farbtafeln, 49 Schwarzweiß-Tafeln, 150 Textabbildungen. £ 22.50.

Das Mikroskop genießt von jeher die besondere Vorliebe der Briten. Die 1839 gegründete Königliche mikroskopische Gesellschaft und andere Clubs, in denen sich Wissenschaftler und Amateure um dieses Instrument sammeln, sind ein deutlicher Beweis dafür. So stammen denn auch zahlreiche Beiträge zur Geschichte der Mikroskopie aus britischer Feder. Es verwundert demnach nicht, daß eine bedeutende Lücke auf diesem Gebiet in Großbritannien bemerkt und mit dem vorliegenden Buch geschlossen wurde. Es ist die Frucht langjähriger Studien des Verfassers, der heute der Wellcome Collection im Science Museum in London, der bedeutendsten medizinhistorischen Sammlung der Welt, vorsteht. Als Quellen zur Geschichte der mikroskopischen Technik zog B. Bracegirdle nicht nur über tausend Literaturstellen heran; er sichtete überdies etwa 40 000 mikroskopische Präparate und untersuchte 55 Mikrotome, von denen er eine Anzahl wieder in Betrieb setzte. Das Ergebnis ist ein bis ins letzte dokumentiertes, reich illustriertes, sehr bemerkenswertes Werk.

Viele frühe Mikroskopiker äußerten sich kaum über ihre Methoden. So fällt das Kapitel über die Zeit vor 1830 verhältnismäßig kurz aus. Robert Hooke (1635–1702), der als erster «Zellen» sah, stellte seine Kork-Schnitte mit einem Federmesser her und untersuchte sie unter Wasser oder Öl. Ein Pionier der mikroskopischen Technik ist der Botaniker John Hill (1707?–1775), der das

erste Mikrotom (publ. 1770) baute und die Mazeration, den Cochenille-Farbstoff Karmin und weitere Substanzen einführte. Andere Mikrotome des 18. Jahrhunderts stammen von Custance (um 1775) und Adams (1787).

In einer Besprechung der mikrotechnischen Literatur (Kapitel 3) wird der Unterschied zwischen englischen und deutschen Werken herausgestellt. Während in jenen lange Zeit noch für Amateure geschrieben wurde, herrscht in diesen von Anfang an ein streng wissenschaftliches methodisches Bemühen. Im Gegensatz jedoch zu den britischen Mikroskopikern, die das Mikrotom schon früh als unerlässlich betrachteten und es fortwährend verbesserten, schätzte man seinen Wert auf dem Kontinent bis in die 1870er Jahre weniger hoch ein. So empfahl Heinrich Frey (1822–1890) in seinem Buch «Das Mikroskop und die mikroskopische Technik» (1863 bis 1886, acht Auflagen), einer der wichtigsten Anleitungen der Zeit, lediglich ein kleines Handmikrotom.

Das Kernstück des Buches bilden die Kapitel 4 und 5 über die in der Zeit von 1830 bis 1910 verwendeten Substanzen und über die Entwicklung des Mikrotoms und der anderen Geräte. Fixations- und Härteagentien, natürliche und synthetische Farbstoffe, Einbettungs-, Befestigungs- und viele andere Techniken werden in ihrer Einführung, Anwendung und Verbesserung knapp, jedoch in imponierender Fülle behandelt. Unter den mikrotechnischen Geräten spielt das Mikrotom die Hauptrolle. Der Begriff «Mikrotom» wurde erstmals 1839 von Charles Chevalier im Zusammenhang mit dem im Jahr zuvor von Gabriel Gustav Valentin (1810–1883) erfundenen Doppelmesser verwendet. Aus der Zeit von 1830 bis 1870 sind etwa 25 Mikrotome bekannt. Dabei richtete sich die Aufmerksamkeit der Konstrukteure vorwiegend auf die präzise Anhebung des Präparates, während das Messer meist nur aufgelegt und von Hand geführt wurde. Eine wichtige Neuerung, die sich erst in den 1870er Jahren im Mikrotombau auswirkte, war die Gefrierschneidemethode, die von François-Vincent Raspail 1825 erstmals angegeben und 1842 von Benedict Stilling wiederentdeckt wurde. Von etwa 1870 an wird das Messer außer bei ganz einfachen Modellen nicht mehr von Hand, sondern auf speziellen Schlitten geführt, während das Präparat senkrecht (dann meist automatisch) oder auf einer schiefen Ebene angehoben wird. Auf einem neuartigen Prinzip beruhen die Mikrotome mit feststehendem, vertikalem oder horizontalem Messer und beweglichem Präparat (seit 1885). Sie erleichterten die Herstellung von Serienschnitten und erlaubten später für elektronenmikroskopische Untersuchungen minimale Schnittdicken von bis zu 0.025μ . – 155 Figuren und Tafeln illustrieren diesen Abschnitt in hervorragender Weise.

Ein gleichfalls reich bebildertes, originelles Kapitel (6) behandelt die vorwiegend britischen Lieferanten mikroskopischer Präparate. Als Quellen dienen zahl-

reiche, höchst selten gewordene Kataloge und die Präparatensammlungen der Museen und des Autors.

Das Schlußkapitel trägt die Überschrift «Mikroskopie, Mikrotomie und Histologie im 19. Jahrhundert». Auf den 28 Seiten wird versucht, ausgehend von dem grundlegenden Werk F.-X. Bichats (1800), den Aufstieg der Fächer «Mikroskopische Anatomie» und «Pathohistologie» in Wissenschaft und Unterricht aufzuzeigen. Dies gelingt für Großbritannien durchaus, weniger jedoch für den Kontinent. Gerade für den auf diesem Gebiet führenden deutschen Sprachraum fehlen weitgehend die medizin- und wissenschaftshistorischen Vorarbeiten dafür. Allerdings wird die biographisch orientierte Literatur fast gar nicht herangezogen (z. B. H. Freund und A. Berg [Hrsg.], *Geschichte der Mikroskopie*, Frankfurt am Main 1963–1966, 3 Bände), wie überhaupt in Bracegirdles Buch auf die Angabe von Vornamen und Lebensdaten weitestgehend verzichtet wird. Ebenso wenig wird bei deutschsprachigen («german») Autoren nach Nationalität oder Wirkungsort unterschieden. Ein weiterer Mangel betrifft die Schreibung deutscher Buchtitel und Personennamen (Druckfehler, fehlende Umlautzeichen).

B. Bracegirdles Buch ist jedenfalls ein sehr wertvoller Beitrag zur Geschichte der Mikroskopie und grundlegend, was die Entwicklung ihrer technischen Voraussetzungen in Mikrotomie und Gewebepräparation betrifft. Seine Arbeitsmethodik ist wegweisend für die künftige Erschließung weiterer Objektgruppen in medizin- und wissenschaftshistorischen Sammlungen. Urs Boschung

9. Owen H. Wangensteen und Sarah D. Wangensteen, *The Rise of Surgery. From Empiric Craft to Scientific Discipline*. Wm Dawson & Sons Ltd, Folkestone 1978. XV + 785 S., 178 Schwarzweiß-Illustrationen. Gebunden £ 25.00.

Vom Titel her und bei raschem Durchblättern des umfangreichen Werkes vermeint man eine «klassische» Geschichte der Chirurgie in Händen zu halten. Tatsächlich aber fließen für die Zeit nach der Jahrhundertwende auch persönliche Erkenntnisse und Erfahrungen, berufliche Erlebnisse und Forschungen Owen H. Wangensteens mit in den Stoff ein. Wie es zu dieser historiographischen Mischung mit ihren Vor- und Nachteilen gekommen ist, vermögen einige Angaben zur Person der beiden Autoren rasch zu erhellen:

Der 1898 geborene Owen Harding Wangensteen war jahrzehntelanger Inhaber des chirurgischen Lehrstuhles am University Hospital of Minnesota. Seine fachlichen Hauptleistungen liegen auf den Gebieten der gastrointestinalen Chirurgie und der Krebsforschung. Neben zahlreichen Ehrungen im In- und Ausland sprechen uns besonders das Ehrendoktorat der Sorbonne und die Lannelongue-

Medaille der französischen chirurgischen Akademie an. Der europäische Kontinent ist ihm und seiner Frau – Medizinhistorikerin von Haus aus und Mitautorin des vorliegenden Buches – gut bekannt; sie stellten in verschiedenen europäischen Sammlungen und Instituten ihre Nachforschungen an und informierten sich wenn möglich aus erster Hand, so beispielsweise bei Erna Lesky in Wien. Man darf vermuten, Sarah D. Wangensteen habe ihr Augenmerk vorzüglich auf die quellenreiche und quellengetreue Darstellung des geschichtlichen Stoffes gerichtet, während ihr Gemahl dem ganzen Werk seinen unverkennbaren chirurgischen Schwung beigemengt habe.

Um nicht den Eindruck aufkommen zu lassen, es handle sich eher um Lebenserinnerungen oder vorwiegend persönliche Aufzeichnungen eines alternden Chirurgen, sei vor allem auf das sorgfältige und ein Viertel des Gesamtumfanges einnehmende Literaturverzeichnis hingewiesen, das neben vielfältigen, zahlreichen und umfassenden Quellenangaben auch manche Anmerkungen einschließt. Diese vermögen oft die Abhandlung des Gegenstandes abzurunden, treffend zu illustrieren und sind des öftern ganz vergnüglich zu lesen, wenn sie ein Randgebiet oder Nebenumstände ausleuchten.

Aufbau und Gliederung richten sich weder nach der Folge der einzelnen Zeitabschnitte, noch halten sie sich an die jeweilige Entwicklung der chirurgischen Wissenschaften im Bereiche einzelner Organsysteme. Die Grundidee ist vielmehr eigenständig; die zunächst ungewohnt erscheinenden Leitgedanken lassen sich durch jedes einzelne Kapitel verfolgen: Anhand der frühesten bekannten Quellen werden Eingriffe oder Entwicklungen aufgezeigt und dargestellt, die ausschließlich der reinen und dringenden, oft bitteren Notwendigkeit entspringen, unumgänglich sind und sich auf das Unerläßliche selbst begrenzen. Durch neugewonnene Erkenntnisse und erreichten Fortschritt weiten sich diese Grenzen aus und erlauben im Lauf der Jahrhunderte und Jahrzehnte die Entwicklung der Chirurgie aus der einzelnen Notfalloperation heraus bis in die heutigen Möglichkeiten elektiver Eingriffe an jeder Stelle des menschlichen Körpers. Zu allen Zeiten dieser Evolution chirurgischen Könnens gab es vereinzelte hervorragende Meister, die nicht nur dank ihrer «glücklichen Hand», sondern auch durch Beobachtung manch kleiner Sorgfalt und (noch nicht allgemein als solcher erkannter) Regel Ergebnisse zu verzeichnen hatten, die ihrer Zeit weit vorausliefen und noch heutigen Tages Anspruch auf Gültigkeit erheben dürfen.

Die Übergänge von «eigentlicher» Chirurgiegeschichte zur erlebten Vergangenheit des «senior author» sind fast nahtlos, jedoch ohne den Leser irreführen, da persönliche Meinungen stets als solche kenntlich gemacht sind. Ganz selten ist man allerdings versucht, sich bei der Lektüre eines Lehrbuches zu wähnen.

Doch überwiegt bei weitem der Eindruck, die Verfasser hätten wohl eine «Chirurgiegeschichte, wie wir sie sehen» niedergeschrieben, aber erst nach breitem und vertieftem Quellenstudium.

In jedem einzelnen Kapitel sind die Autoren ihren Grundideen treu geblieben. Das wird sofort ersichtlich beim Lesen der ein- und ausleitenden Abschnitte (Overview, Retrospect and Prospect), die nicht nur zusammenfassen wollen, sondern aus etwas verändertem Blickwinkel die Gültigkeit der allgemeinen Leitidee bekräftigen.

Es entspricht ganz dem Fachverständnis des emeritierten Chirurgieprofessors, die Entwicklung des Gesamtgebietes im Überblick möglichst umfassend darzustellen. So finden sich in seinem Werk auch gesonderte Kapitel über die Anfänge der Anästhesie (XVI), die Keimtheorie von Krankheit und Infektion (XX), über Entdecker und Entdeckungen des 19. Jahrhunderts (XXI), über den Betrieb früherer Krankenhäuser anhand einiger typischer Beispiele (XVIII) und später einsetzende Spitalreformen (XIX), das chirurgische Amphitheater (XXII), den Ausbau der Operationsvorbereitungen (XXIII), über gynäkologisch-geburtshilffliche Eingriffe wie den Kaiserschnitt (X), die Behandlung ektopischer Schwangerschaften (XI), die Entfernung von Ovarialcysten (XII) und den plastischen Verschluss vesicovaginaler Fisteln (XIII), und schließlich über die zunehmenden Spezialisierungstendenzen innerhalb der Chirurgie, die ja häufig an die Erfindung und Weiterentwicklung besonderer Untersuchungs- und Behandlungsinstrumentarien gebunden waren (XXV). Die aufgezählten Abschnitte wollen nur Skizze und Übersicht sein; doch ist ihr Inhalt sorgfältig ausgewählt, gründlich dokumentiert und sehr angenehm zu lesen.

Am Beispiel und im Rahmen des Kapitels «Management der Amputationswunde» (II) finden die Autoren Gelegenheit, entscheidende Schritte im Werdegang des Handwerks zur wissenschaftlichen Disziplin aufzuzeigen, wenn sie die verschiedenen Indikationen zur Kauterisation, die Entdeckung, das Vergessen und die Wiederaufnahme der Gefäßligatur, die Blutsperre, die Wahl des Zeitpunktes ablativer Eingriffe, die Festlegung der Amputationshöhen, die verwendeten Instrumente und schließlich die ganze Problematik des primären und sekundären Wundverschlusses behandeln. Bekannte – und nicht nur erfolgreiche – Amputationschirurgen werden vorgestellt; «little circumstances» haben oft über erfreuliche und ungünstige Behandlungsergebnisse entschieden. Noch innerhalb dieses Themenkreises siedeln sich das Débridement (III) mit der besonders hervorgehobenen Wichtigkeit der Arbeiten Carl Reyhers, das Kapitel über Antiseptica, die Antisepsis und die Behandlung offener Frakturen (XVII) und die Kriegschirurgie (XXIV) an. Die Phlebotomie (XIV) will sich nicht als eine

eigentliche Geschichte des Aderlasses verstanden wissen, sondern leitet auf das wichtige gefäßchirurgische Kapitel (XV) über.

Die Abhandlung des Steinschnittes (IV) gestattet, große und erfolgreiche Lithotomisten ebenso darzustellen wie manche ihrer illustren Patienten, während im Zusammenhang mit der durch Prostatavergrößerung bedingten Harnwegsverengung (V) natürlich reichlicher Stoff in der Besprechung des Harnblasenkatheterismus und der Prostatachirurgie zu Gebote steht. In ähnlicher Weise konnten kühne Techniken des scharfen Schnittes wie zweckmäßig zugerichtete Sonden als Tracheostomie-Kanülen und Intubations-Tuben schwerer Obstruktionen der Atemwege verschiedener Ätiologien Herr werden. Zwei große Kapitel befassen sich mit der zunächst konservativen, später operativen Behandlung des Darmverschlusses (VI) und der großartigen Entwicklung der Magen Chirurgie (VII), wobei vorwiegend im erstgenannten die sonst ebenfalls zahlreichen, aber stets trefflich ausgewählten Illustrationen nicht so recht befriedigen können und eher Verwirrung stiften, und wo wenige Passagen einen gewissen Lehrbuchton angenommen haben.

Ein mit Sorgfalt und Liebe ausgestattetes Werk mit großangelegtem Sach- und Namenregister. Auch sie sind Merkmale seines unzweifelhaften Wertes.

Beat Rüttimann

10. Oscar Forel, *La mémoire du chêne*. Avec la collaboration de Jacques Bofford. Editions Pierre-Marcel Favre, Lausanne 1980 [Autobiographie]. 198 S., 16 Bildseiten. Fr. 28.40.

Das Leben von Oscar Forel fällt in eine wahrhaft bewegte Zeit: Als unser Jahrhundert begann, ging er bereits zur Schule, beide Weltkriege machte er mit wachem Bewußtsein in unserer Armee mit, in die Nachkriegszeit fallen seine humanitären und kulturellen Werke, und wie die Welt im nächsten Jahr, an seinem neunzigsten Geburtstag, aussehen wird, weiß niemand. Die Umwälzungen in der Medizin seit bald hundert Jahren sind allbekannt, aber auch in Forels Spezialgebiet, der Psychiatrie, geschah vieles: um 1900 herrschte noch fast ausschließlich eine zwar humanisierte, aber therapeutisch weitgehend machtlose Anstaltspsychiatrie; es folgte die Zeit der großen Körperkuren und der Pharmakopsychiatrie – und vollends die Psychoanalyse erlebte Oscar Forel von ihren ersten Anfängen an mit. Schließlich war sein Vater, der große Hirnforscher und Psychiater August Forel (1848–1931), einer der wichtigsten Wegbereiter dieser Entwicklungen – erinnern wir nur daran, daß nicht nur Eugen Bleuler, der Schöpfer der Schizophrenielehre, sein Schüler war, sondern auch Adolf Meyer, der «Vater der amerikanischen Psychiatrie».

Oscar Forel wurde 1891 in der Zürcher psychiatrischen Klinik geboren, die sein Vater leitete. Wer die Autobiographie von August Forel kennt, wird sich über das Porträt, das sein Sohn von ihm entwirft, nicht allzusehr wundern: Einem strengen Arbeitsethos zutiefst verpflichtet, gegen das Suchtmittel Alkohol eifernd, asketisch und amüsiert, streng gegen sich und gegen andere – aber eben doch kein freudloser oder finsterner Mann, sondern mit einem sprühenden Temperament begabt, fähig, Menschen anzuziehen: «calviniste et méridional» nennt ihn sein Sohn. Wie sehr er an Frau und Kindern hing, zeigte er nicht; deren Erziehung überließ er seiner Gattin, einer jungen, warmherzigen, tief musikalischen Frau aus elsässisch-süddeutscher Familie. Oscar Forel hätte deshalb seine Jugendjahre sehr wohl mit dem Titel überschreiben können: «Von der Kunst, Sohn eines berühmten Mannes zu sein – und doch sich selbst zu werden und zu bleiben.» Leicht war das nicht, zumal da sein Vater wenig Verständnis für die Eigenart dieses Sohnes hatte und ihm gar einmal das böse Wort entgegenschleuderte: «Tu seras la honte de ta famille.» Aber die «Unarten» des Heranwachsenden wurden wohl seine Rettung: der Aufenthalt im Landerziehungsheim Glarisegg war für ihn keine Strafe, sondern eine Erlösung, und seine Maturität bestand er in einer fröhlichen studentischen Umgebung in Solothurn. Weite Ferienreisen mit dem Fahrrad gaben ihm zusätzlich Selbstsicherheit. Er stand denn auch zu seinen Gefühlen: namentlich das allgemein hochgepriesene Paris wollte ihm in keiner Weise gefallen.

Nun war Vater August Forel keineswegs nur eine unnahbare Autorität, sondern auch die Quelle vieler jugendlicher Genugtuungen. So genoß Oscar Forel zum Beispiel ein großes Prestige bei seinen Mitschülern als «celui qui savait tout sur le sexe». Kein Wunder: er brauchte nur seinen Vater beim Diktieren seines Werkes über die sexuelle Frage zu belauschen. Diese «guten Eigenschaften» seines Vaters mochten denn auch dazu beitragen, daß er dieselbe Laufbahn wählte: er studierte Medizin und bildete sich zum Psychiater aus. Er veröffentlichte seine ersten Arbeiten – eine akademische Laufbahn lag in Reichweite, scheiterte aber an den üblichen Schwierigkeiten. Oscar Forel brauchte das nicht schwerzunehmen: als Direktor der Privatklinik «La Métairie» fand er volle Befriedigung. Sein eigentliches Lebenswerk war aber wohl die Gründung der Klinik «Les Rives de Prangins». Er selbst schreibt es nicht, aber man kann es anderswo lesen: «Les Rives de Prangins... had opened that year under the direction of Dr Oscar Forel and was quickly becoming established as the foremost sanitarium for the treatment of mental illness in Europe» (Nancy Milford: Zelda Fitzgerald, Penguin Books, 1974). Dort erfährt man auch, daß die Tochter von James Joyce Oscar Forels Patientin war – er selbst erwähnt freilich nur zwei

seiner berühmten Patienten: Adolf Wölfl und Adolphe Appia. Die Klinik Prangins verschaffte ihm aber schließlich auch das Lob seines Vaters – und das war ein großes Lob, denn August Forel war ein alter Gegner der privaten Kliniken. Während des Krieges von 1939 bis 1945 diente die Klinik übrigens als Basis für Oscar Forels Tätigkeit im Dienste des Widerstandes gegen die deutsche Besetzung von Frankreich.

Schon recht früh, jedenfalls noch in voller Schaffenskraft, zog sich Oscar Forel in sein Haus in St-Prex zurück. Es war ein weiser Entschluß, denn nun konnte er sich voll seinen humanitären und kulturellen Bestrebungen widmen. Sichtbarster Ausdruck davon sind wohl die «Synchronien», wunderschöne, «surrealistische» Farbkompositionen, geschaffen mit einer fotografischen Technik, die nur er beherrscht. Auch seine «Aphorismes» sind zu erwähnen, sowie die Bearbeitung der Biographie seines großen Landsmannes César de la Harpe (eines fast vergessenen Werkes von A. Boethlingk).

Am Schluß dieser Zeilen soll ein ganz großer, herzlicher Dank stehen: 1965 schenkte Oscar Forel nämlich dem Medizinhistorischen Institut der Universität Zürich große Teile des Nachlasses seines Vaters August Forel. Zusammen mit den Beständen in der Lausanner Universitätsbibliothek entstand so eine wunderschöne und reichhaltige Dokumentation, für die viele Ärzte und Historiker Oscar Forel dauernd dankbar sein werden. Hans H. Walser

Zuschrift

Von Herrn Dr. med. Emanuel Hurwitz, Verfasser des in der letzten Nummer des Gesnerus besprochenen Buches *Otto Gross. Paradies-Sucher zwischen Freud und Jung* (Zürich/Frankfurt 1979) erhalten wir folgende Zuschrift: «Herr Prof. Ackerknecht hat in Heft 3/4 von Gesnerus 36 (1979) mein Buch über Otto Gross rezensiert. Ich lege Wert auf folgende Feststellungen: Wilhelm Reich wurde im Buch auf Seite 79, Binet auf Seite 188 erwähnt. Im übrigen war ich nie Verteidiger der Terroristin Petra Krause. Diese ist ja übrigens bis anhin auch in der Schweiz nicht verurteilt worden. In Italien wurde sie freigesprochen. Es ist also zumindest voreilig, von ihr als Terroristin zu sprechen.»